

HEYNE <

DAS BUCH

In der Nacht ihres sechzehnten Geburtstages konnte die junge Hexe Lena sich gerade noch einmal vor der dunklen Magie ihrer Mutter Serafina und den Castern in Sicherheit bringen. Ethan, der Lena liebt, seit er sie das erste Mal sah, würde alles für sie tun. Es bricht ihm fast das Herz, als sie sich mehr und mehr von ihm zurückzieht. Die Schatten scheinen Macht über sie zu gewinnen – doch Ethan wird das nicht hinnehmen. Bereits in der Vergangenheit hat er alles riskiert und er tut es wieder: Unerschrocken folgt er Lena in die gefährlichen Tiefen der unterirdischen Caster-Welt, wohlwissend, dass auch er selbst über eine geheime Gabe verfügt. Doch werden sein Mut und seine Liebe reichen, um Lenas Seele erneut zu retten?

DIE AUTORIN

Kami Garcia und Margaret Stohl kam die Idee zu ihrer »Sixteen Moons-Serie« während eines gemeinsamen Mittagessens. Auf eine Papierserviette kritzeln sie ihre Gedanken zu einem Roman, der sie beide begeistern würde – die Geburtsstunde von »Sixteen Moons – Eine unsterbliche Liebe«. Die Serie stürmte die internationalen Bestsellerlisten, erhielt zahlreiche Preise und wurde in über 20 Länder verkauft.

Kami Garcia und Margaret Stohl leben beide mit ihren Familien im kalifornischen Los Angeles.

LIEFERBARE TITEL

Sixteen Moons – Eine unsterbliche Liebe

Kami Garcia & Margaret Stohl

SEVENTEEN MOONS

Eine unheilvolle Liebe

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Petra Koob-Pawis*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe:
BEAUTIFUL DARKNESS
Aus dem Amerikanischen von Petra Koob-Pawis



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *München Super*
für Taschenbücher liefert Mochenwangen

Vollständige Taschenbuchausgabe 11/2012
Redaktion: Stefanie Rahnfeld
Copyright © 2010 by Kami Garcia, LLC, und Margaret Stohl, Inc.
Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe
by cbj Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House
Copyright © 2012 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House
Printed in Germany 2012

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung eines Motivs von © shutterstock, Yaro
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-31412-2

www.heyne-magische-bestseller.de

Für Sarah Burnes, Julie Scheina und Jennifer Bailey Hunt –
denn aus irgendeinem albernen Grund wollten sie ihre Namen
nicht auf dem Cover sehen.

Einem Kind, das die Dunkelheit fürchtet,
verzeiht man gern; tragisch wird es erst,
wenn Männer das Licht fürchten.

PLATO



Das Caster-Mädchen

Davor

Für mich war unsere Stadt, die versteckt im hintersten Winkel von South Carolina lag, eingezwängt in das feucht-schlammige Tal des Santee River, das Ende der Welt. Es war ein Ort, an dem nie etwas geschah und an dem sich niemals etwas änderte. So wie schon gestern würde auch morgen die erbarmungslose Sonne aufgehen und über der Stadt stehen, ohne dass sich ein Lüftchen regte. Und auch morgen würden die Menschen hier wieder auf der Veranda in ihren Schaukelstühlen sitzen, wie sie es schon seit hundert Jahren und länger taten, und die Hitze und der Klatsch und die unendliche Vertrautheit würden miteinander verschmelzen wie die Eiswürfel in ihrem süßen Tee. Hier bei uns war Tradition so selbstverständlich, dass man gar nicht genau sagen konnte, wo sie anfing und wo sie aufhörte. Tradition war verwoben mit allem, was wir taten, und noch mehr mit dem, was wir nicht taten. Egal, ob man auf die Welt kam, heiratete oder begraben wurde – immer sangen die Methodisten.

Sonntags ging man in die Kirche, montags fuhr man zum Einkaufen in den Stop & Shop, auch Stop & Steal genannt, den einzigen Lebensmittelladen der Stadt. Der Rest der Woche war für jede Menge Nichtigkeiten reserviert und für eine Extraportion Kuchen, wenn man das Glück hatte, eine Haushälterin wie Amma zu haben, die jedes Jahr den Backwettbewerb auf dem Jahrmarkt gewann. Die alte Miss Monroe, die nur vier Finger an einer Hand hatte, bereitete die Mädchen immer noch auf den Debütantinnenball vor, wobei der eine leere Finger ihrer weißen Handschuhe im Takt schlenkerte,

wenn sie mit den jungen Damen majestätisch über den Tanzboden schritt. Im Snip & Curl schnitt Maybelline Sutter immer noch Haare, obwohl sie mit siebzig Jahren beinahe völlig blind geworden war und inzwischen bei fast jedem zweiten Schnitt den Kammaufsatz auf dem Haarschneider vergaß und kahle Streifen in den Hinterkopf rasierte, sodass man aussah wie ein Stinktief. Ebenso konnte man sich darauf verlassen, dass Carlton Eaton, komme, was da wolle, die Briefe öffnete und durchlas, bevor er sie zustellte. Wenn es schlechte Nachrichten waren, dann überbrachte er sie höchstpersönlich. Es war besser, sie von jemandem zu hören, den man kennt.

Diese Stadt nahm ihre Bewohner in Besitz, das war das Schöne und das Schlimme an ihr. Sie kannte uns in- und auswendig, sie kannte jeden Fehltritt, jedes Geheimnis, jeden Kratzer. Das war auch der Grund, weshalb die meisten Leute gar nicht von hier weg wollten und weshalb diejenigen, die weggegangen waren, nie wieder zurückkehrten. Bevor ich Lena kennenlernte, wollte ich zu Letzteren gehören; ich wollte weg von hier, keine fünf Minuten nachdem ich die Jackson Highschool beendet hätte. Einfach nur weg.

Dann verliebte ich mich in ein Caster-Mädchen.

Und dieses Mädchen zeigte mir die andere Welt, die zwischen den Ritzen unserer holprigen Gehwege verborgen war. Eine Welt, die schon immer da gewesen war, die unsichtbar sichtbar vor aller Augen lag. Lenas Gatlin war ein Ort, an dem etwas geschah – Unmögliches, Übernatürliches. In ihrem Gatlin ereigneten sich Dinge, die das Leben veränderten.

Manchmal beendeten sie es auch.

Während die normalen Bewohner Gatlins ihre Rosenbüsche zurückschnitten oder sich die guten zwischen den wurmigen Pfirsichen beim Obststand an der Straße aussuchten, waren Lichte und Dunkle Caster mit ihren einzigartigen, mächtigen Gaben in einen ewigen Kampf verstrickt – in einen übernatürlichen Bürgerkrieg, bei dem keine Seite jemals die weiße Flagge hisste. Lenas Gatlin war eine Stadt der Dämonen und Gefahren und schon seit über hundert

Jahren lastete ein Fluch auf ihrer Familie. Je vertrauter ich mit Lena wurde, desto vertrauter wurde ich auch mit ihrem Gatlin.

Noch vor ein paar Monaten hätte ich felsenfest geschworen, in dieser Stadt würde sich nie etwas ändern. Jetzt wusste ich es besser, und ich wünschte, ich hätte damals recht behalten.

Denn seit ich mich in das Caster-Mädchen verliebt hatte, waren alle Menschen, die mir etwas bedeuteten, in Gefahr. Lena dachte, sie sei die Einzige, auf der ein Fluch lag, aber da irrte sie sich.

Ihr Fluch war jetzt unser Fluch.



Da war der Regen, der von Ammas schwarzem Sonntagshut tropfte. Da war Lena, die mit bloßen Beinen in dem zähen Schlamm vor dem Grab kniete. Und da war dieses unangenehme Kribbeln in meinem Nacken, weil viel zu viele Geschöpfe um mich herumstanden, die wie Macon waren. Inkubi – Dämonen, die sich nachts von den Erinnerungen und Träumen der Sterblichen nährten. Da war das unsagbar gruselige Geräusch, als sie das letzte Stückchen dunklen Himmel auf-rissen und verschwanden, kurz bevor der erste Lichtstreif am Hori-zont erschien. Sie waren wie eine Schar schwarzer Krähen, die auf ein geheimes Stichwort hin von einer Hochspannungsleitung auffliegt.

Es war Macons Beerdigung.

Ich erinnere mich noch an jede Einzelheit, als wäre es erst gestern gewesen, obwohl mir manches davon völlig unglaublich vorkommt. Beerdigungen sind eine vertrackte Angelegenheit – so wie das Le-ben auch. Manches Wichtige verdrängt man völlig, aber zufällige, scheinbar flüchtige Augenblicke verfolgen einen, blitzen im Geist wieder und wieder auf.

Woran ich mich erinnern kann: Als es noch dunkel war, weckte mich Amma, um vor Morgengrauen zum *Garten des Immerwährenden Friedens* zu gehen. Lena war zerschlagen und erstarrt und am liebs-ten hätte sie alles um sich herum erstarren lassen und zerschlagen. Der Himmel war dunkel, so wie die Hälfte der Anwesenden am Grab dunkel war, die nämlich, die keine Menschen waren.

Aber da ist noch etwas, woran ich mich jedoch beim besten Wil-

len nicht erinnern kann. Es ist da, kriecht durch mein Unterbewusstsein. Seit Lenas Geburtstag, ihrem Sechzehnten Mond, dem Tag, an dem Macon starb, habe ich versucht, mich daran zu erinnern.

Ich weiß nur, es ist etwas, das ich auf keinen Fall vergessen darf.

Am Morgen von Macons Beerdigung war es draußen noch stockduster, nur hin und wieder fiel zwischen den Wolken der Mondschein durchs offene Fenster. In meinem Zimmer war es kalt, aber das war mir egal. In den letzten beiden Nächten seit Macons Tod hatte ich das Fenster offen gelassen, in der idiotischen Hoffnung, er würde noch einmal kommen, sich in meinen Schaukelstuhl setzen und eine Weile bei mir bleiben.

Ich erinnerte mich noch genau an jene Nacht, als ich ihn im Dunkeln an meinem Fenster stehen sah. Damals war mir klar geworden, was er war: kein Vampir, wie ich anfangs vermutet hatte, und auch keine mythische Gestalt aus einem Buch, sondern ein leibhaftiger Dämon. Einer, der sich von Blut ernähren konnte, der es jedoch vorzog, sich an meinen Träumen zu nähren.

Macon Melchizedek Ravenwood. Für die Menschen hier in der Gegend war er schlicht der alte Ravenwood, ein Einsiedler und Sonderling. Aber er war auch Lenas Onkel und der Einzige, der je so etwas wie ein Vater für sie gewesen war.

Ich zog mich gerade im Dunkeln an, als ich wieder dieses warme Gefühl verspürte, das Lenas Gegenwart in mir auslöste.

L?

Lena sprach aus der Tiefe meiner Gedanken; sie war mir so nah, wie man einem anderen Menschen nur sein konnte, und gleichzeitig auch so weit entfernt. Wir benutzten Kelting, um miteinander zu sprechen, dieses *Raunen*, mit dem sich Caster schon verständigten, lange bevor es die sogenannte Mason-Dixon-Linie gab, jene gedachte Grenze, die darüber entschied, wer zu den Südstaaten gehörte. Es war die geheime Sprache der Vertrautheit und der Not,

geboren in Zeiten, in denen man auf dem Scheiterhaufen enden konnte, wenn man *anders* war. Es war eine Sprache, in der wir uns eigentlich gar nicht unterhalten konnten, denn ich war ja ein Sterblicher. Aber aus einem unerklärlichen Grund konnten wir es trotzdem. Es war unsere Sprache für das Unausgesprochene und das Unaussprechliche.

Ich kann's nicht. Ich werde nicht gehen.

Ich gab es auf, meine Krawatte zu binden, und ließ mich aufs Bett fallen. Die uralten Matratzenfedern knarnten.

Du musst. Du wirst es dir nie verzeihen, wenn du es nicht tust.

Einen Augenblick lang sagte sie nichts.

Du weißt nicht, wie das ist.

Oh doch, das weiß ich.

Ich dachte an jenen Tag zurück, als ich auf dem Bett saß und Angst hatte, aufzustehen und meinen Anzug anzuziehen; als ich Angst hatte, in der Seelenmesse *Verlass mich nicht* zu singen und dann in dem düsteren Autokorso durch die Stadt zum Friedhof zu fahren, um meine Mutter zu beerdigen. Denn erst damit war alles grausame Wirklichkeit geworden.

Ich konnte die Erinnerung daran kaum ertragen, aber ich öffnete mich Lena und zeigte ihr alles ...

Du meinst, du schaffst es nicht, aber du hast keine andere Wahl. Denn Amma wird dich an der Hand nehmen, dich zum Auto geleiten und in die Kirchenbank führen, und sie wird bei den Beileidsbezeugungen neben dir stehen – auch wenn jede Bewegung schmerzt, als wärest du von einem Fieber befallen. Du blickst in die Gesichter vor dir, hörst das mitleidige Murmeln, aber du verstehst nicht, was sie sagen. Der Schrei in deinem Kopf übertönt alles. Also lässt du es über dich ergehen, wenn sie dir die Hand auf den Arm legen, du steigst ins Auto und alles nimmt seinen Lauf. Denn du schaffst es, wenn dir jemand sagt, dass du es schaffst.

Ich stützte den Kopf in die Hände.

Ethan ...

Ich sage, dass du es schaffst, L.

Ich rieb mir über die Augen; sie waren nass. Rasch knipste ich das Licht an und starrte, ohne zu blinzeln, so lange in die nackte Glühbirne, bis die Tränen getrocknet waren.

Ethan, ich habe Angst.

Ich bin hier. Ich gehe nicht weg.

Schweigend versuchte ich, meine Krawatte zu binden, aber ich spürte Lenas Gegenwart, als säße sie in einer Ecke meines Zimmers. Seit mein Vater nicht mehr hier war, kam mir das Haus leer vor.

Ich hörte Amma im Flur, und schon stand sie wortlos in der Tür, ihr Feiertagstäschchen in der Hand. Sie sah mich aus ihren dunklen Augen an. Die zierliche Person kam mir richtig groß vor, auch wenn sie mir nicht mal bis an die Schulter reichte. Sie war für mich die Großmutter, die ich nie gehabt hatte, und die Mutter, die ich verloren hatte.

Mein Blick glitt zu dem leeren Stuhl neben dem Fenster, über den sie meinen Sonntagsanzug gelegt hatte, so wie vor einem knappen Jahr schon einmal, dann starrte ich wieder in die nackte Glühbirne.

Amma streckte die Hand aus und ich reichte ihr die Krawatte. Vielleicht war Lena nicht die Einzige, die meine Gedanken lesen konnte.

Ich bot Amma meinen Arm, als wir den Hügel zum *Garten des Immerwährenden Friedens* hinaufstiegen. Der Himmel war düster, und der Regen setzte ein, ehe wir auf der Anhöhe angekommen waren. Amma trug ihr bestes dunkles Kostüm. Der ausladende Hut schützte sie vor dem Regen, nur der üppige weiße Spitzenkragen wurde an den Rändern nass. Sie hatte ihn mit ihrer besten Brosche am Kleid festgesteckt – ein Zeichen der Ehrerbietung. Das alles hatte ich schon im vergangenen April gesehen, ebenso wie ich ihre besten Handschuhe auf meinem Arm gespürt hatte, als sie mich stützte, während wir damals den Hügel erklommen. Diesmal wusste ich nicht, wer wen stützte.

Ich begriff nicht ganz, weshalb Macon ausgerechnet auf dem Friedhof von Gatlin beerdigt werden wollte, schon gar nicht, wenn man bedachte, wie sich die Leute hier ihm gegenüber verhalten hatten. Glaubte man Gramma, Lenas Großmutter, dann hatte Macon unmissverständlich angeordnet, hier begraben zu werden. Er selbst hatte die Grabstätte vor Jahren gekauft. Lenas Familie war darüber wohl nicht sonderlich glücklich gewesen, aber Gramma hatte Maccons Willen durchgesetzt. Sie würden seinen Wunsch respektieren, wie es in jeder anständigen Familie im Süden üblich war.

Lena? Ich bin hier.

Ich weiß.

Ich merkte, wie meine Stimme sie beruhigte, so als hätte ich meinen Arm um sie gelegt. Mein Blick glitt zu dem Baldachin, unter dem die Beisetzungsfeierlichkeiten abgehalten wurden. Es sah aus wie bei jeder anderen Beerdigung in Gatlin auch, was irgendwie verrückt war, denn schließlich ging es um Macon, den alten Ravenwood.

Es war noch nicht richtig hell, trotzdem konnte ich in der Ferne bereits Konturen ausmachen. Windschief, keine war wie die andere. Da waren die alten, krummen Reihen der kleinen Grabsteine auf den Kindergräbern, die überwucherten Familiengrabmäler, die verwitterten weißen Obelisken mit den kleinen Messingkreuzen, die an die Gefallenen der Konföderierten Armee erinnerten. Sogar General Jubal A. Early, dessen Standbild über das General's Green in der Stadtmitte wachte, lag hier begraben.

Wir gingen um das Familiengrab einiger nicht ganz so berühmter Gatliner herum. Sie lagen hier schon so lange, dass sich der geschmeidige Stamm einer Magnolie um den größten Grabstein gewunden und ihn völlig überwuchert hatte.

Ja, und *geheilig* waren sie. Alle waren sie geheilig, woraus man ersehen konnte, dass wir den ältesten Teil des Friedhofs erreicht hatten. *Geheilig* – so lautete das erste Wort auf jedem alten Grabstein in Gatlin, das wusste ich von meiner Mutter. Als wir näher kamen und

sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah ich, wohin der schlammige Kiesweg führte. Ich dachte sofort an die steinerne Friedhofsbank auf dem grasbewachsenen, von Magnolien umsäumten kleinen Hügel. Und ich erinnerte mich daran, wie mein Vater auf dieser Bank gesessen und nicht in der Lage gewesen war, sich zu rühren oder auch nur ein Wort zu sprechen.

Meine Füße drohten, mir den Dienst zu versagen, denn sie hatten das Gleiche herausgefunden wie ich: Macons *Garten des Immerwährenden Friedens* und das Grab meiner Mutter lagen nur einen Magnolienstrauch voneinander entfernt.

Die gewundenen Straßen liegen genau zwischen uns.

Es war eine kitschige Zeile aus einem noch kitschigeren Gedicht, das ich Lena zum Valentinstag geschrieben hatte. Aber hier auf dem Friedhof stimmte es. Wer hätte gedacht, dass unsere Eltern – meine Mutter und der Mann, der für Lena wie ein Vater gewesen war – auf dem Friedhof nebeneinanderliegen würden?

Amma nahm mich bei der Hand und führte mich an Macons eindrucksvolle Grabstätte. »Bleib ganz ruhig.«

Wir traten hinter die hüfthohe schwarze Umzäunung, die rund um sein Grab verlief; in Gatlin ein Zeichen für Vornehmheit. Sie war schmiedeeisern, die schief hängende Tür stand halb offen in dem hohen Gras. Macons Grab umgab eine ganz eigene Atmosphäre, so wie auch Macon selbst immer etwas Besonderes ausgestrahlt hatte.

Innerhalb der schwarzen Umzäunung, unter dem schwarzen Baldachin, stand auf der einen Seite des reich geschnitzten schwarzen Sargs Lenas Familie: Gramma, Tante Del, Onkel Barclay, ihre Cousinen Reece und Ryan und Macons Mutter Arelia. Auf der anderen Seite, einige Schritte von Sarg und Baldachin entfernt, sah ich eine Gruppe Männer und eine Frau. Schulter an Schulter standen sie im Regen und waren staubtrocken. Es war wie bei einer Hochzeit, bei der die Verwandten der Braut in der Kirche auf der einen Seite des Mittelganges saßen und die des Bräutigams auf der anderen. Zwei verfeindete Clans, die sich misstrauisch musterten. An der Stirnseite

des Sargs standen Lena und ein weißhaariger Mann. Auf der gegenüberliegenden Seite, gerade noch unter dem Baldachin, standen Amma und ich.

Amma packte mich fester am Arm, zog ihr goldenes Amulett unter der Bluse hervor und rieb es in der Hand. Amma war nicht einfach nur abergläubisch, sie war eine Seherin. Generationen von Frauen aus ihrer Familie hatten Tarotkarten gelegt und mit den Geistern kommuniziert und Amma hatte gegen fast alles ein Amulett oder ein Zauberpüppchen parat. Das goldene Amulett diente zum Schutz. Ich starrte die Inkubi an; der Regen perlte von ihren Schultern ab, ohne eine Spur zu hinterlassen. Ich hoffte, sie gehörten zu denen, die sich nur von Träumen ernährten.

Ich wollte wegschauen, aber das war gar nicht so einfach. Inkubi hatten etwas an sich, das einen in den Bann zog. Sie waren wie ein Spinnennetz, wie ein lockendes Raubtier. Im Dunkeln sah man ihre schwarzen Augen nicht und konnte sie beinahe für ganz normale Menschen halten. Ein paar von ihnen hatten sich so gekleidet, wie Macon es zu tun pflegte: in dunkle Anzüge und teure Mäntel. Einige erinnerten mich allerdings eher an Bauarbeiter, die nach der Arbeit noch auf ein Bier gingen, die Hände tief in den Taschen ihrer Jeansjacken vergraben. Die Frau war vermutlich ein Sukkubus. Ich hatte davon gelesen, hauptsächlich in Comic-Heften, und es immer für ein reines Ammenmärchen gehalten, eine Ausgeburt der Fantasie, genauso wie Werwölfe. Jetzt wusste ich, dass ich mich getäuscht hatte, denn auch sie stand im Regen und war so trocken wie die anderen.

Die Inkubi hoben sich deutlich von Lenas Familie ab, die alle schimmernde schwarze Umhänge trugen. Der Stoff fing selbst den kleinsten Lichtstrahl auf und reflektierte ihn. Es war ein seltsamer Anblick, besonders wenn man die strenge Kleiderordnung für Frauen bedachte, die sonst auf Südstaaten-Beerdigungen herrschte.

Die Mitte des Geschehens bildete Lena. Von ihr ging an diesem Tag nichts Magisches aus. Sie stand vor dem Sarg, die Finger ruh-

ten leicht auf dem Sargdeckel, als hielte Macon noch irgendwie ihre Hand. Auch sie trug einen schimmernden Umhang, aber an ihr hing er matt herunter. Ihre schwarzen Haare hatte sie zu einem festen Knoten gebunden, keine einzige ihrer sonst so unbändigen Locken umschmeichelte ihr Gesicht. Sie sah zerbrechlich aus und irgendwie fehl am Platz. So als stünde sie auf der falschen Seite des Gangs. Als gehörte sie zu dem Teil von Macons Familie, der im Regen ausharrte, ohne nass zu werden.

Lena?

Sie hob den Kopf und unsere Blicke trafen sich. Seit an ihrem Geburtstag das eine Auge golden geworden und das andere grün geblieben war, hatten beide Augen einen Glanz angenommen, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Manchmal haselnussbraun, manchmal auf unnatürliche Weise golden. Jetzt waren sie eher nussbraun, trüb und schmerzerfüllt. Ich konnte es nicht ertragen. Am liebsten hätte ich Lena in die Arme genommen und weggetragen.

Wenn du willst, hole ich den Volvo, und wir fahren die Küste entlang bis nach Savannah. Wir können bei meiner Tante Caroline untertauchen.

Ich ging auf sie zu. Ihre Familie hatte sich mittlerweile um den Sarg geschart. Wenn ich zu ihr wollte, musste ich an den Inkubi vorbei, aber das war mir egal.

Ethan, bleib stehen. Du bist hier nicht sicher ...

Ein großer Inkubus, über dessen Gesicht sich eine Narbe zog, als hätte ihn ein wildes Tier angegriffen, wandte sich um und sah mich an. Die Luft zwischen uns kräuselte sich wie Wasser, in das man einen Stein geworfen hat. Sein Blick traf mich mit voller Wucht und nahm mir den Atem, als hätte er mir einen Schlag versetzt. Ich konnte ihm nicht einmal ausweichen, denn ich war wie gelähmt – Arme und Beine gehorchten mir nicht mehr.

Ethan!

Amma kniff die Augen zusammen, aber noch ehe sie einen Schritt tun konnte, hatte die Sukkubus-Frau die Hand auf die Schulter des Narbengesichtigen gelegt und sie beinahe unmerklich gedrückt. So-

fort löste sich der Bann und das Blut strömte wieder durch meine Glieder. Amma nickte dankbar, aber die Frau mit den langen Haaren und dem noch längeren Mantel achtete nicht auf sie und trat wieder zurück in die Reihe der anderen.

Der Inkubus mit dem entstellten Gesicht zwinkerte mir spöttisch zu, und ich begriff sofort, was er mir damit sagen wollte: *Wir sehen uns in deinen Träumen wieder.*

Ich hielt immer noch den Atem an, als der weißhaarige Mann neben Lena an den Sarg trat. Er trug einen altmodischen Anzug mit einem schmalen Schlips. Seine dunklen Augen bildeten einen auffälligen Kontrast zu seinen Haaren, was ihn wie eine zwielichtige Gestalt aus einem alten Schwarz-Weiß-Film aussehen ließ.

»Der Toten-Caster«, flüsterte Amma.

Ich fand, er sah eher aus wie ein Leichenbestatter.

Er berührte das polierte schwarze Holz und ein an der Stirnseite des Sargs eingraviertes Wappen begann zu leuchten. Es war eines jener Wappen, wie man sie in Museen oder alten Schlössern findet. Es bestand aus einem weit ausladenden Baum mit dichtem Geäst, in dem ein Vogel saß. Darunter waren eine Sonne und eine Mondichel abgebildet.

»Macon Ravenwood aus dem Hause Ravenwood. Rabe und Eiche, Luft und Erde, Dunkel und Licht.« Der Mann zog die Hand weg und das Licht folgte seiner Bewegung; der Sarg war wieder tief-schwarz.

»Ist das etwa Macon?«, fragte ich Amma leise.

»Das Licht ist nur symbolisch. Der Sarg ist leer. Es war nichts mehr von ihm übrig, was man hätte begraben können. So geht es allen von Macons Art – Asche zu Asche und Staub zu Staub. So wie bei unsereins auch, nur eben viel schneller.«

Der Toten-Caster erhob die Stimme. »Wer übergibt diese Seele der Anderwelt?«

Lenas Familie trat vor. »Wir«, antworteten alle wie aus einem Mund. Alle außer Lena. Sie stand nur da und starrte zu Boden.

»Wir ebenso.« Die Inkubi traten näher an den Sarg.

»Dann möge er in die andere Welt übergehen. *Redi in pace ad ignem atrum ex quo venisti.*« Der Toten-Caster hielt das Licht hoch und es leuchtete heller. »Kehre in Frieden zurück in das Dunkle Feuer, aus dem du gekommen bist.« Er schleuderte das Licht in die Luft. Funken stoben auf den Sarg und versengten das Holz. Wie auf ein Stichwort hin warfen Lenas Verwandte und die Inkubi kleine silberne Gegenstände hoch, die nicht größer waren als eine Münze und die inmitten der goldenen Funken auf Macons Sarg hinabregneten. Der Himmel veränderte langsam seine Farbe, die Schwärze der Nacht wurde abgelöst vom Blau des sich ankündigenden Sonnenaufgangs. Ich versuchte, die kleinen Gegenstände genauer zu erkennen, aber es war noch zu dunkel.

»*His dictis solutus est.* Und damit ist er frei.«

Ein blendend weißes Licht drang aus dem Sarg. Obwohl der Toten-Caster nur ein paar Schritte entfernt stand, verschwamm er in dem gleißenden Schein. Seine Stimme schien uns in die Ferne zu tragen, sodass wir nicht länger an einem Grab in Gatlin standen.

Onkel Macon! Nein!

Das Licht zuckte auf wie ein Blitz, ehe es erlosch. Wir standen wieder im Kreis und blickten auf einen Hügel aus Erde und Blumen. Das Begräbnis war vorüber. Der Sarg war verschwunden. Tante Del legte den Arm schützend um Reece und Ryan.

Macon war nicht mehr unter uns.

Lena fiel in dem schlammigen Gras auf die Knie. Das Tor von Macons Grabstätte fiel krachend zu, ohne dass jemand es auch nur berührt hätte. Lena war noch nicht so weit und bis dahin würde niemand die Grabstätte verlassen.

Lena?

Mit einem Mal begann es wieder zu regnen. Wie immer gehorchte ihr das Wetter, ihr, der Naturgeborenen, ausgestattet mit den machtvollsten Gaben in der Welt der Caster.

Lena erhob sich.

Lena! Damit wirst du auch nichts ändern!

Plötzlich flogen Hunderte weißer Nelken, Plastikblumen, Palmwedel und Fähnchen durch die Luft, die die Friedhofsbesucher in den vergangenen Wochen auf den Gräbern niedergelegt hatten, alles flirrte durcheinander und wirbelte den Hügel hinunter. Und noch in fünfzig Jahren würde man in Gatlin von dem Tag sprechen, an dem der Wind fast alle Magnolien im *Garten des Immerwährenden Friedens* entwurzelt hatte.

Der Windstoß kam schnell und mit solcher Wucht, er war wie ein Schlag ins Gesicht. Er blies so stark, dass wir ins Taumeln gerieten und uns kaum auf den Beinen halten konnten. Nur Lena stand aufrecht und hielt sich am Grabstein fest. Der strenge Haarknoten hatte sich gelöst, einige Strähnen wehten im Wind. Sie war nicht mehr düster und matt. Im Gegenteil – sie war der Lichtpunkt inmitten des Sturms. Der goldgelbe Blitz, der den Himmel zerriss, schien direkt aus ihr zu entspringen. Boo Radley, Macons Hund, der zu Lenas Füßen hockte, winselte und legte die Ohren an.

Das hätte er nicht gewollt, L.

Lena schlug die Hände vors Gesicht. Eine Bö riss den Baldachin aus seiner Verankerung in dem nassen Boden und trieb ihn den Hügel hinab.

Gramma trat vor Lena hin, schloss die Augen und legte ihrer Enkeltochter einen Finger auf die Wange. Im Augenblick der Berührung endete der Sturm. Gramma, die Empathin, hatte Lenas Kräfte für eine Zeit lang zu ihren eigenen gemacht. Aber gegen Lenas Wut war auch sie machtlos. Keiner von uns konnte sich Lena entgegenstellen.

Der Wind legte sich und der Regen ging in ein leichtes Nieseln über. Gramma nahm ihren Finger von Lenas Wange und öffnete die Augen.

Der Sukkubus, der jetzt ziemlich zerzaust aussah, starrte zum Himmel hinauf. »Die Sonne geht bald auf.«

Es stimmte. Die Sonne trat soeben ihren Weg durch die Wolken

und über den Horizont an, sie sandte die ersten Fünkchen von Licht und Leben über die verwitterten Grabsteine.

Mehr musste die Frau nicht sagen. Ein saugendes Geräusch war zu hören. Ihre Gefährten entmaterialisierten sich, und das hörte sich an, als ob sie die Luft zerfetzten, bevor sie sich dann in Nichts auflösten.

Ich wollte auf Lena zugehen, aber Amma hielt mich zurück.

»Was ist?«, fragte ich ungeduldig. »Sie sind doch weg.«

»Nicht alle. Sieh doch...«

Sie hatte recht. Am Rand der Grabstätte stand noch einer, er hatte sich an einen verwitterten Stein gelehnt, den ein trauernder Engel schmückte. Er schien etwas älter zu sein als ich, vielleicht neunzehn, hatte kurze schwarze Haare und war so bleich wie alle anderen seiner Art. Aber im Gegensatz zu ihnen war er nicht vor Sonnenaufgang verschwunden. Während ich ihn misstrauisch musterte, trat er aus dem Schatten des Steins direkt in das helle Morgenlicht. Mit geschlossenen Augen hielt er das Gesicht der Sonne entgegen, als scheine sie nur für ihn.

Amma musste sich irren. Er konnte unmöglich zu den anderen gehören. Er badete geradezu im Sonnenschein – undenkbar für einen Inkubus.

Aber was war er dann? Was tat er hier?

Er kam näher und sah mich an, als hätte er genau gespürt, dass ich ihn beobachtete. Jetzt fielen mir seine Augen auf. Er hatte nicht die schwarzen Augen eines Inkubus.

Seine Augen waren grün wie die eines Casters.

Er blieb vor Lena stehen, steckte die Hände in die Taschen und nickte ihr leicht zu. Es war keine Verbeugung, eher eine ungeschickte Ehrbezeugung, die dadurch umso glaubwürdiger wirkte. Er hatte den unsichtbaren Mittelgang überquert und mit dieser Geste wahrhaft südstaatlicher Noblesse hätte er auch Macon Ravenwoods Sohn höchstpersönlich sein können. Und deswegen hasste ich ihn.

»Mein Beileid.«

Er öffnete Lenas Hand und legte einen kleinen silbernen Gegenstand hinein. Es war eines der Dinger, die alle auf Macons Sarg geworfen hatten. Lenas Finger schlossen sich sofort darum. Dann war das unverkennbare reißende Zischen zu hören und schon war der Fremde verschwunden.

Ethan?

Ich spürte, wie Lena unter der Last der Geschehnisse dieses Morgens zu schwanken begann. Der Verlust ihres Onkels, der Sturm, das Aufreißen des Himmels, das alles war zu viel für sie. Als ich zu ihr lief, um sie zu stützen, war sie schon fast nicht mehr bei Bewusstsein. Ich trug sie den Hügel hinab, weg von Macon, weg vom Friedhof.

Zu Hause rollte sie sich in meinem Bett zusammen und schlief fast einen ganzen Tag und eine ganze Nacht. In ihrem Haar hatten sich ein paar Zweige verfangen, und ihr Gesicht war immer noch schmutzig, aber sie war nicht imstande, zurück nach Ravenwood zu gehen, und niemand zwang sie dazu. Ich hatte ihr mein ältestes und flauschigstes Sweatshirt gegeben und sie mit unserer wärmsten Patchworkdecke zugedeckt, aber sie fror trotzdem, sie zitterte sogar im Schlaf. Boo lag zu ihren Füßen und hin und wieder steckte Amma den Kopf zur Tür herein. Ich saß auf dem Stuhl am Fenster, auf dem ich sonst niemals saß, und starrte in den Himmel. Aufmachen konnte ich das Fenster nicht, denn es war immer noch Sturm im Anzug.

Im Schlaf öffnete Lena die Hand. Darin lag ein winziger silberner Vogel, ein Sperling. Das Geschenk des Fremden an Macons Grab. Ich wollte es ihr aus der Hand nehmen, aber sofort umschlossen ihre Finger es wieder.

Selbst jetzt, Monate später, konnte ich den Vogel nicht betrachten, ohne das Geräusch des aufreißenden Himmels zu hören.



Verbrannte Waffeln

17.4.

Vier Eier, vier Streifen gebratener Speck, ein Korb voll selbst gebackener Brötchen (was bei Amma hieß, dass kein Löffel jemals den Teig berührt hatte), drei verschiedene Sorten Konfitüre und ein Klecks Butter mit Honig. Und dem Duft nach zu urteilen, der von der anderen Seite der Anrichte zu mir herüberwehte, wurden in dem alten Waffeleisen gerade Waffeln aus Buttermilchteig goldbraun gebacken. In den vergangenen zwei Monaten hatte Amma beinahe Tag und Nacht in der Küche gestanden. Auf der Anrichte türmte sich Geschirr aus feuerfestem Glas – darin Maiskuchen mit Käse, Bohneneintopf, Brathähnchen und natürlich Bingkirschen-Salat, was wirklich ein komischer Name ist für ein Dessert aus Kirschen, Ananas und Coca-Cola. Außerdem gab es noch einen Kokosnusskuchen, Orangenplätzchen und etwas, das aussah wie Bourbon-Bread-Pudding, ein köstlicher Kuchen aus Weißbrot. Aber das war noch längst nicht alles, da machte ich mir keine Illusionen. Seit Macon tot und mein Vater nicht mehr im Haus war, kochte und backte und hortete Amma, als ob sie damit ihre Trauer vertreiben könnte. Dabei wussten wir doch beide, dass es unmöglich war.

Seit dem Tod meiner Mutter hatte Amma sich noch nie einer so düsteren Stimmung hingeeben wie jetzt. Sie hatte Macon Ravenwood ein ganzes Lebensalter länger gekannt als ich, sogar länger als Lena. Ganz egal, wie merkwürdig oder uneinschätzbar ihre Beziehung gewesen war, sie hatten einander etwas bedeutet. Sie waren Freunde gewesen, obwohl ich bezweifelte, dass einer von beiden es

jemals zugegeben hätte. Aber ich wusste, dass es so war. Man konnte es Amma im Gesicht ablesen und man sah es an den Essensbergen in der Küche.

»Dr. Summers hat angerufen.« Dr. Summers war der Psychiater meines Vaters. Amma blickte nicht vom Waffeleisen auf, aber ich verzichtete darauf, ihr unter die Nase zu reiben, dass man nicht ständig auf das Waffeleisen starren muss, um Waffeln zu backen.

»Was hat er gesagt?« Von meinem Platz an dem alten Eichentisch aus betrachtete ich Ammas Rücken und die in der Mitte verknoteten Schürzenbänder. Ich dachte daran, wie oft ich mich an sie herangeschlichen hatte, um die Bänder heimlich aufzumachen. Amma war so klein, dass die Enden der Bänder fast so lang herabhingen wie die Schürze. Ich beschwor dieses Bild, solange ich konnte. Alles war besser, als an meinen Vater zu denken.

»Er meint, dein Vater kann bald nach Hause kommen.«

Ich hielt mein leeres Glas hoch, durch das hindurch alles so verquer aussah, wie es auch war. Mein Dad war seit zwei Monaten im Blue Horizons in Columbia. Nachdem Amma erfahren hatte, dass das Buch, an dem mein Vater angeblich seit fast einem Jahr schrieb, gar nicht existierte, und erst recht nach dem »Zwischenfall«, wie sie die Tatsache nannte, dass mein Vater beinahe vom Balkon gesprungen wäre, hatte sie meine Tante Caroline verständigt. Und die hatte ihn noch am selben Tag ins Blue Horizons kutschiert – eine Kurklinik, wie sie es nannte. Es war die Sorte Kurklinik, in die man seine verrückten Verwandten schickte, wenn sie, wie man in Gatlin sagte, »besondere Pflege« nötig hatten. Leute, die nicht in den Südstaaten lebten, sagten schlicht Therapie dazu.

»Das ist ja toll.«

Toll. Ich konnte es mir nur schwer vorstellen, dass mein Vater wieder nach Gatlin zurückkam und womöglich in seinem Entenschlafanzug durch die Stadt lief. Es gab schon genügend Verrücktes zwischen Amma und mir, das in den Sahne-Kummer-Torten steckte, die ich beinahe jeden Abend bei den Methodisten ablieferte.

Ich kannte mich nicht gut aus mit Gefühlen, aber Ammas Gefühle waren alle in Kuchensteig eingeknetet und sie teilte sie mit niemandem. Sie verschenkte den Kuchen lieber.

Am Tag nach der Beerdigung wollte ich mit ihr darüber reden, aber sie hatte das Gespräch beendet, noch ehe es richtig begonnen hatte. »Vorbei ist vorbei und fort ist fort. Dort, wo Macon Ravenwood jetzt ist, werden wir ihn wahrscheinlich nie wieder sehen, nicht in dieser Welt und nicht in der anderen.« Sie klang, als hätte sie sich damit abgefunden, aber zwei Monate später fuhr ich immer noch Kuchen und Aufläufe aus. In ein und derselben Nacht hatte Amma die beiden einzigen Männer verloren, die in ihrem Leben eine Rolle gespielt hatten – meinen Vater und Macon. Mein Vater war zwar nicht gestorben, aber dieser Unterschied spielte in unserer Küche keine Rolle. Wie Amma schon sagte: Fort ist fort.

»Ich backe Waffeln. Ich hoffe, du hast Hunger.«

Das war vermutlich alles, was ich an diesem Morgen von ihr zu hören bekommen würde. Ich nahm die Schokoladenmilch und goss mein Glas aus Gewohnheit randvoll. Amma schimpfte meistens, wenn ich zum Frühstück Schokomilch trank. Aber jetzt stellte sie wortlos ein Riesenstück Schokokuchen vor mich hin, woraufhin ich mich gleich noch schlechter fühlte. Und noch etwas warf ein bezeichnendes Licht auf Ammas Verfassung: Das Kreuzworträtsel in der Sonntagsausgabe der *New York Times* war nicht aufgeschlagen und ihre schwarzen, extra gespitzten Bleistifte der Härte 2 lagen in der Schublade. Amma starrte zum Küchenfenster hinaus auf die dichten Wolken am Himmel.

L.A.K.O.N.I.S.C.H. – neun waagrecht. Das hätte an jedem anderen Tag geheißen: Wenn ich nichts sagen will, dann sag ich nichts, Ethan Wate. Amma hatte Kreuzworträtsel-Begriffe für jede Gelegenheit parat, je länger, desto besser, und liebte es, sie anzuwenden.

Ich trank einen Schluck – und beinahe hätte sich mir der Magen umgedreht. Die Milch war zu süß und Amma war zu still. Daran merkte ich, wie sehr sich alles verändert hatte.

Daran, und an den angebrannten Waffeln, die im Waffleisen vor sich hinschmorten.

Ich hätte eigentlich zur Schule fahren müssen, aber stattdessen bog ich auf die Route 9 ein und fuhr nach Ravenwood. Seit ihrem Geburtstag war Lena nicht mehr in der Schule gewesen. Nach Macons Tod hatte ihr Direktor Harper gnädigerweise erlaubt, mit einem Tutor zu Hause zu arbeiten, bis sie wieder imstande war, die Jackson High zu besuchen. Wenn man bedenkt, wie er Mrs. Lincolns Kreuzzug gegen Lena unterstützt hatte und Lena nach dem Winterball am liebsten von der Schule geworfen hätte, bin ich sicher, dass er hoffte, dies würde bis in alle Ewigkeit nicht passieren.

Ich gebe zu, ich beneidete Lena ein bisschen. Sie musste sich nicht mehr anhören, wie Mr. Lee über den Angriffskrieg der Nordstaaten und die missliche Lage der Konföderierten schwadronierte, oder sich in Englisch auf die Seite setzen, auf der unsere Lehrerin gut sah. Jetzt waren Abby Porter und ich die Einzigen auf dieser Seite und deshalb mussten wir sämtliche Fragen zu *Dr. Jekyll und Mr. Hyde* beantworten. Was veranlasste Dr. Jekyll, sich in Mr. Hyde zu verwandeln? Waren die beiden wirklich zwei verschiedene Persönlichkeiten? Keiner in der Klasse hatte die leiseste Ahnung, deshalb dösten auch alle, die auf der Seite saßen, auf der Mrs. English ein Glasauge hatte.

Ohne Lena war die Jackson High nicht mehr dieselbe, jedenfalls nicht für mich. Nach zwei Monaten flehte ich sie an wiederzukommen. Als sie mir gestern versprochen hatte, sie würde es sich durch den Kopf gehen lassen, hatte ich ihr erklärt, das könnte sie auch auf dem Weg zur Schule tun.

Jetzt stand ich wieder an der Straßengabelung. Es war die Straße, auf der Lena und ich immer gefahren waren. Die Straße, die ich in der Nacht, in der wir uns zum ersten Mal begegneten, von der Route 9 nach Ravenwood gefahren war. Damals, als ich herausfand, dass sie diejenige war, von der ich geträumt hatte, lange bevor sie nach Gatlin gezogen war.

Kaum sah ich die Straße vor mir, hörte ich auch schon den Song. Er erklang so selbstverständlich in meinem Volvo, als hätte ich das Autoradio angestellt. Das gleiche Lied. Der gleiche Text. Seit zwei Monaten ging das jetzt schon so. Immer wenn ich iPod hörte, an die Decke starrte oder ein und dieselbe Seite im *Silver Surfer* las, ohne sie richtig wahrzunehmen.

Seventeen Moons. Da war es wieder. Ich drehte an den Knöpfen des Autoradios, aber es war zwecklos. Jetzt hörte ich das Lied in meinem Kopf statt aus den Lautsprechern, so als würde es mir jemand mit Kelting vorsingen.

*Seventeen moons, seventeen years,
Eyes where Dark or Light appears,
Gold for yes and green for no,
Seventeen the last to know...*

Dann war es vorbei. Mir war klar, dass ich den Song nicht einfach ignorieren konnte, aber ich wusste auch, wie Lena reagierte, wenn ich sie darauf ansprach.

»Es ist nur ein Lied«, sagte sie dann immer abschätzig. »Es hat nichts zu bedeuten.«

»Und was war mit *Sixteen Moons*? Hatte das etwa auch nichts zu bedeuten? Der Song handelt von uns.« Es spielte keine Rolle, dass sie das selbst nur allzu gut wusste und mir vielleicht sogar recht gab. Immer wenn wir an dem Punkt waren, schaltete Lena von Verteidigung auf Angriff um, und unser Gespräch nahm eine andere Wendung.

»Damit willst du sagen, dass es um mich geht, stimmt's? Ob ich Dunkel oder Licht werde. Ob ich genauso werde wie Sarafine. Wenn du von vorneherein weißt, dass ich eine Dunkle Caster werde, weshalb sagst du es dann nicht?«

Darauf erwiderte ich meistens irgendwas Albernnes, um das Thema zu wechseln. Bis ich dazu überging, überhaupt nichts mehr

zu sagen. Wir sprachen nicht mehr über das Lied, das in meinem Kopf und auch in ihrem spielte.

Seventeen Moons. Es gab kein Entkommen.

Es ging um Lena und die Berufung. Darum, ob sie für immer Dunkel oder Licht werden würde. Und das konnte nur eines heißen: Sie war nicht berufen. Noch nicht. Golden hieß Ja und grün hieß Nein. Ich wusste, worauf der Text anspielte – auf die goldenen Augen eines Dunklen Casters und die grünen Augen eines Lichten Casters. Seit der Nacht von Lenas sechzehntem Geburtstag, der Nacht ihres Sechzehnten Mondes, hatte ich mir einzureden versucht, dass jetzt alles vorbei sei, dass sich Lena nicht mehr zu entscheiden brauchte, dass sie eine Ausnahme war. Weshalb sollte es in ihrem Fall nicht so sein, wo doch so gut wie alles an ihr außergewöhnlich war?

Aber es war nicht so. *Seventeen Moons* war der Beweis dafür. *Sixteen Moons* hatte ich schon Monate vor Lenas Geburtstag gehört, der Song war ein unheimlicher Vorbote dessen gewesen, was kommen sollte. Der Text von *Seventeen Moons* enthielt eine neue geheimnisvolle Prophezeiung. Lena musste sich entscheiden, denn das hatte sie noch nicht getan. Die Songs logen nicht. Jedenfalls bisher nicht.

Ich musste mit diesen Grübeleien aufhören. Aber während ich die lange Auffahrt zum Tor von Ravenwood Manor hinauffuhr, schien sogar das Knirschen der Reifen auf dem Kiesweg die eine, unentrinnbare Wahrheit zu wiederholen. Wenn es einen Siebzehnten Mond gab, dann war alles umsonst gewesen. Dann war Macons Tod sinnlos gewesen.

Lena hatte die Entscheidung noch vor sich. Sie selbst musste bestimmen, ob sie eine Dunkle oder eine Lichte Caster werden wollte und damit ihr weiteres Schicksal besiegeln. Für Caster gab es keine Umkehr, sie konnten nicht die Seiten wechseln. Und wie auch immer sie sich schließlich entschied, die Hälfte ihrer Familie würde sterben müssen. Die Lichten oder die Dunklen Caster – der Fluch gestattete nur einer Seite zu überleben. In einer Familie, in der

Generationen von Castern keinen freien Willen gehabt hatten und an ihrem sechzehnten Geburtstag für die Lichte oder für die Dunkle Seite bestimmt worden waren, ohne diese Entscheidung beeinflussen zu können – wie sollte da Lena ihre Wahl treffen?

Sie hatte sich ihr Leben lang nur eines gewünscht – selbst über sich entscheiden zu können. Jetzt konnte sie es und das war eine grausame Ironie des Schicksals.

Ich hielt vor der Einfahrt, stellte den Motor ab und schloss die Augen. Sofort kehrten die Erinnerungen zurück – die Panik, die Visionen, die Träume, das Lied. Aber diesmal war Macon nicht da, um den bösen Ausgang meiner Träume wegzustehlen. Niemand war mehr da, der uns aus dem heraushalf, was uns bald überrollen würde.



Als ich vor Ravenwood anhielt, saß Lena schon auf der verfallenden Veranda und wartete. Sie hatte ein altes Herrenhemd an, Jeans und ihre abgewetzten Chucks. Einen Augenblick lang hoffte ich, jemand hätte die Zeit drei Monate zurückgedreht und heute sei ein Tag wie jeder andere. Aber Lena hatte auch eine von Macons Nadelstreifenwesten an, und das bewies, dass es nicht so war. Mit Macons Tod hatte sich Ravenwood verändert. Es war, als ginge man in die Stadtbibliothek von Gatlin, und Marian, die einzige Bibliothekarin, war nicht da. Oder zur Frauenvereinigung TAR ohne die wichtigste aller »Töchter der Amerikanischen Revolution«, Mrs. Lincoln. Oder in das Arbeitszimmer meiner Eltern ohne meine Mutter.

Jedes Mal wenn ich nach Ravenwood kam, wirkte das große Gebäude baufälliger als zuvor. Wenn man die Allee von Trauerweiden sah, fragte man sich verwundert, wie es sein konnte, dass der Garten so schnell verwilderte. Blumen, die ich als kleiner Junge zu Hause gewissenhaft hatte jäten müssen, weil Amma sie für Unkraut hielt, machten sich gegenseitig den Platz in der verdorrten Erde streitig. Unter den Magnolien wuchsen Hyazinthen und Hibiskus wild durcheinander und die Vanilleblume wucherte zwischen Vergissmeinnicht. Es war, als ob der Garten trauerte. Was vielleicht sogar stimmte. Ravenwood Manor hatte schon immer eine eigene Seele gehabt. Warum also nicht auch der Garten. Und auch Lenas Kummer trug wahrscheinlich dazu bei. Das Haus war ein Spiegel ihres Gemüts, wie es das auch schon bei Macon gewesen war.

Nach seinem Tod hatte Lena das Haus geerbt, und manchmal fragte ich mich, ob das wirklich so gut war. Das Haus sah mit jedem Tag trostloser aus. Immer wenn ich die Anhöhe hinauffuhr, hielt ich erwartungsvoll den Atem an und suchte nach einer Spur von Leben, nach etwas Neuem, etwas Frischem. Aber jedes Mal wenn ich oben angekommen war, sah ich nur noch mehr blinde Fenster.

Lena stieg in den Volvo und beschwerte sich prompt. »Ich will nicht in die Schule gehen.«

»Wer *will* schon in die Schule gehen?«

»Du weißt, was ich meine. In der Schule ist es schrecklich. Lieber bleibe ich hier und lerne den ganzen Tag lang Latein.«

Es würde nicht leicht werden. Wie sollte ich sie davon überzeugen, irgendwohin zu gehen, wo ich selbst nicht hinwollte? Die Highschool war ätzend. Das war einfach so, und jeder, der behauptet, die Highschool-Jahre seien die schönste Zeit des Lebens, ist entweder betrunken oder wahnsinnig. Ich entschloss mich, es mit umgekehrter Psychologie zu versuchen.

»Klar. Nicht umsonst heißt es, die Highschool-Jahre sind die schlimmsten deines Lebens.«

»Tatsächlich?«

»Ganz bestimmt. Und deshalb musst du auch wieder in die Schule kommen.«

»Und warum, bitte schön, sollte es mir dann besser gehen?«

»Keine Ahnung. Vielleicht weil diese Zeit so schlimm ist, dass dir der Rest deines Lebens im Vergleich dazu himmlisch erscheinen wird?«

»Wenn deine Logik stimmt, dann müsste ich den ganzen Tag mit Direktor Harper verbringen.«

»Oder vielleicht zur Cheerleader-Truppe gehen.«

Sie spielte mit ihrer Kette und ihre einzigartige Sammlung von Glücksbringern klimperte. »Klingt verlockend.« Sie lächelte, fast war es sogar ein Lachen. Ich hatte sie rumgekriegt.

Lena lehnte sich während der ganzen Fahrt an mich. Aber als wir auf dem Parkplatz angekommen waren, brachte sie es nicht über sich auszusteigen. Ich wartete ab und ließ den Motor laufen.

Savannah Snow, die ungekrönte Königin der Jackson High, ging an uns vorbei und zupfte ihr eng anliegendes T-Shirt zurecht. Emily Asher, ihre getreue Adjutant, folgte ihr auf den Fersen. Während sie sich zwischen den geparkten Autos hindurchschlängelte, tippte sie hastig eine SMS. Als sie uns bemerkte, packte sie Savannah am Arm. Die beiden blieben stehen, so wie es alle gut erzogenen Mädchen in Gatlin gemacht hätten, die jemanden trafen, dessen Angehöriger vor Kurzem verstorben war. Savannah presste ihre Bücher an die Brust und nickte uns traurig zu. Es war wie in einem alten Stummfilm.

Dein Onkel ist jetzt an einem schöneren Ort, Lena. Er steht oben an der Himmelsforte, wo ihn ein Engelschor zu seinem Schöpfer führt, der ihn liebt, übersetzte ich für Lena diese Geste, aber sie wusste bereits, was sie dachten.

Hör auf damit!

Lena hielt sich ihren zerfledderten Notizblock vors Gesicht, vermutlich hätte sie sich am liebsten verkrochen. Emily hob die Hand und winkte zaghaft. Sie trat uns nicht zu nahe, vermittelte aber auf diese Weise, dass sie nicht nur wusste, was sich gehörte, sondern dass sie auch mitfühlend war. Man musste nicht Gedanken lesen können, um zu wissen, was sie sonst noch alles dachte.

Ich lasse dich in Frieden, damit du ungestört trauern kannst, liebste Lena Duchannes. Aber ich werde immer, ja immer, für dich da sein, wie die Bibel und meine Mutter es mich gelehrt haben.

Emily nickte Savannah betrübt zu und sie gingen würdevoll weiter. Ausgerechnet die beiden, die noch vor ein paar Monaten die Jackson Schutzengel gegründet hatten, eine Art Bürgerwehr der Jackson High, deren einziges Ziel es gewesen war, Lena von der Schule zu jagen. Aber das hier war in gewisser Weise sogar noch schlimmer.

Emory beeilte sich, die beiden einzuholen, aber als er uns sah,

ging er gemessenen Schritts weiter und klopfte im Vorbeigehen auf die Kühlerhaube. Seit Monaten hatte er kein Wort mit mir geredet, aber jetzt wollte er mir seine Anteilnahme zeigen. Das alles war so beschissen.

»Sag nichts.« Lena war auf dem Beifahrersitz zusammengesunken.

»Nicht zu fassen. Nicht mal seine Mütze hat er abgenommen. Seine Mutter wird ihn windelweich prügeln, wenn er nach Hause kommt.« Ich stellte den Motor ab. »Steh das durch, dann nehmen sie dich am Ende noch bei den Cheerleadern auf, *liebste Lena Duchannes*.«

»Das... das sind solche...« Lena war so wütend, dass ich meine flapsigen Worte bereits bedauerte. Aber so würde es ja den ganzen Tag lang weitergehen, und ich wollte, dass sie sich darüber im Klaren war, ehe sie einen Fuß in die Schule setzte. Ich war lange genug der *arme Ethan Wate, dessen Mutter erst letztes Jahr gestorben ist*, gewesen, um das nicht aus eigener Erfahrung zu wissen.

»Heuchler?«, schlug ich vor, was eine glatte Untertreibung war.

»Schafe.« Das waren sie zweifellos. »Ich will nicht zu ihnen gehören und ich will auch nicht mit ihnen am Tisch sitzen. Ich will nicht einmal, dass sie mich anschauen. Ich weiß, Ridley hat sie alle manipuliert, aber wenn sie nicht diese Party an meinem Geburtstag gegeben hätten – wenn ich in Ravenwood geblieben wäre, so wie Onkel Macon es wollte...« Sie musste den Satz nicht beenden. Ich wusste auch so, was sie sagen wollte: dann würde Macon jetzt noch leben.

»Das kannst du nicht mit Sicherheit sagen, L. Sarafine hätte einen anderen Weg zu dir gefunden.«

»Sie hassen mich und das ist auch richtig so.« Ihre Haare begannen sich zu kräuseln und ich rechnete damit, dass gleich ein Wolkenbruch über uns niederprasseln würde. Sie stützte den Kopf in die Hände und achtete nicht auf die Tränen, die auf ihren Schoß tropften. »Irgendetwas muss wie früher bleiben. Ich bin nicht so wie sie.«

»Ich sag's ungern, aber du warst nie so wie sie und du wirst es auch nie sein.«

»Ich weiß. Trotzdem ist es jetzt anders. Alles ist anders.«

Ich sah aus dem Fenster. »Nicht alles.«

Boo Radley sah zu mir herüber. Er saß neben dem Volvo auf einer der verblassten weißen Linien, die die Parkbuchten markierten, als hätte er nur auf diesen Augenblick gewartet. Boo folgte Lena überallhin, wie es sich für einen guten Caster-Hund gehörte. Ich musste daran denken, wie oft ich ihn schon im Auto mitnehmen wollte, damit es für ihn ein bisschen schneller ginge. Ich machte die Fahrertür auf, aber Boo bewegte sich nicht vom Fleck.

»Dann eben nicht.« Ich wollte die Tür wieder zuschlagen, ich wusste ja, dass Boo niemals ins Auto kommen würde. Aber in diesem Augenblick sprang er über meinen Schoß und über den Schalthebel hinweg in Lenas Arme. Sie vergrub ihr Gesicht in seinem Fell und atmete tief ein, so als verströmte der rüddige Hund eine andere Luft als der Rest der Welt.

Die beiden waren ein bebendes Knäuel aus schwarzem Haar und schwarzem Fell. In diesem Moment kam mir das gesamte Universum so zerbrechlich vor. Es schien auseinanderzufallen, wenn man nur einen falschen Atemzug tat oder am falschen Fädchen zog.

Ich wusste, was ich zu tun hatte. Ich konnte das Gefühl nicht beschreiben, aber es war genauso überwältigend wie die Träume, die ich gehabt hatte, als Lena und ich uns kennenlernten. Die Träume, die wir immer gemeinsam geträumt hatten und die so lebendig gewesen waren, dass danach Schmutz auf meiner Bettdecke lag oder eine Wasserpfütze auf dem Fußboden stand. Genau so war dieses Gefühl.

Ich wusste, an welchem Fädchen ich ziehen musste. Ich musste für Lena derjenige sein, der wusste, wo's langgeht. In ihrer jetzigen Verfassung konnte sie keinen klaren Gedanken fassen, also musste ich es für sie tun.

Verloren. Das war sie. Aber genau das durfte ich nicht zulassen.

Ich legte den Rückwärtsgang ein. Wir hatten es nur bis zum Parkplatz geschafft, aber sie musste kein Wort sagen; ich wusste, es

war Zeit, Lena wieder nach Hause zu bringen. Während der ganzen Fahrt machte Boo die Augen nicht auf.

Wir nahmen eine alte Decke mit nach Greenbrier und kuschelten uns vor Genevieves Grab zusammen auf einem kleinen Flecken Gras neben der verwitterten Steinmauer. Auf allen Seiten umgaben uns die verkohlten Bäume und Wiesen, nur vereinzelt bahnte sich neues Grün den Weg durch den harten Boden. Aber dieses Fleckchen war immer noch unser Fleckchen, wo wir zum ersten Mal miteinander gesprochen hatten, nachdem Lena im Englischunterricht mit einem Blick – und ihren Caster-Kräften – die Fensterscheibe zum Bersten gebracht hatte. Tante Del konnte den Anblick des abgebrannten Friedhofs und des zerstörten Gartens nicht ertragen, doch Lena machte es nichts aus. Hier hatte sie Macon zum letzten Mal gesehen, deshalb war dieser Ort eine Zuflucht für sie. Irgendwie war es sogar beruhigend, die Verwüstung zu betrachten. Das Feuer hatte gewütet und alles vernichtet, was sich ihm in den Weg stellte, dann war es erloschen. Wenn man das doch auch von anderen Gewalten sagen könnte.

Das Gras war nass und ich wickelte die Decke enger um uns. »Komm näher, du frierst ja.«

Lena lächelte, ohne mich anzusehen. »Seit wann brauche ich einen Grund, um näher zu dir zu kommen?« Sie lehnte sich wieder an meine Schulter und wir saßen schweigend da und wärmten uns gegenseitig. Als sich unsere Finger ineinander verschränkten, durchzuckte es meinen Arm. So war es immer, wenn wir uns berührten – mich traf ein sanfter Stromschlag, der bei jeder weiteren Berührung stärker wurde. Eine schmerzliche Mahnung, dass Caster und Sterbliche nicht zusammen sein konnten. Jedenfalls nicht wenn der Sterbliche überleben wollte.

Ich starrte auf die verschlungenen schwarzen Äste, den fahlen Himmel, und ich dachte an den Tag, an dem ich Lena in den Garten gefolgt war, weil sie dort im hohen Gras kauerte und weinte. Wir

hatten zugeschaut, wie die grauen Wolken am ansonsten strahlend blauen Himmel sich wieder verzogen, einfach weil Lena sie durch die Kraft ihrer Gedanken verschwinden lassen konnte. Der blaue Himmel – das war ich. Sie war Lena, der Hurrikan, und ich war der stinknormale Ethan Wate. Ich konnte mir mein Leben ohne sie nicht mehr vorstellen.

»Schau mal.« Sie war über mich hinweggeklettert und hatte nach einem morschen schwarzen Ast gegriffen.

Eine prallgelbe Zitrone hing daran, die einzige in dem verwüsteten Garten. Schwarze Aschewölkchen flogen auf, als Lena sie pflückte. Die gelbe Schale leuchtete in ihrer Hand. »Schau dir das an. Nicht alles ist verbrannt.« Sie sank zurück in meine Arme.

»Alles wird wieder wachsen, L.«

»Ich weiß«, sagte sie, nicht sonderlich überzeugt. Gedankenverloren drehte sie die Zitrone in den Händen.

»Nächstes Jahr um diese Zeit ist hier nichts mehr schwarz und verkohlt.« Sie blickte zu den Ästen und dem Himmel über uns und ich küsste sie auf die Stirn, auf die Nase, auf das hübsche mond-sichelförmige Muttermal auf ihrer Wange. »Alles wird grün sein. Sogar diese Bäume werden wieder grün sein.« Wir zogen die Schuhe aus, und als unsere nackten Füße sich berührten, spürte ich wieder das vertraute elektrisierende Kribbeln. Wir waren uns so nahe, dass mir ihre Locken ins Gesicht fielen. Ich blies sie weg.

Ich war völlig in Lenas Bann, gefangen von der unterschwelliger Spannung, die uns verband und uns gleichzeitig trennte. Ich beugte mich dicht zu ihr, um sie auf den Mund zu küssen, aber Lena hielt mir neckisch die Zitrone vor die Nase. »Riech mal.«

»Riecht wie du.« Wie Zitronen und Rosmarin, die seltsame Mischung, die mich schon bei unserer ersten Begegnung so fasziniert hatte.

Sie roch daran und verzog das Gesicht. »Sauer, so wie ich.«

»Du bist nicht sauer.« Ich zog sie in meine Arme. Asche und Gras hingen in unseren Haaren und irgendwann lag die Zitrone achtlos

am Rand der Decke. Meine Haut brannte wie Feuer. In letzter Zeit hatte ich eine bittere Kälte verspürt, wenn ich Lenas Hand hielt, aber wenn wir uns küssten, richtig küssten, dann überflutete mich die Hitze. Ich liebte sie, liebte jede Faser an ihr, war bis in die Fingerspitzen entflammt. Wir küssten uns, bis mein Herz zu stolpern begann und sich mein Sehen und Fühlen und Hören allmählich in Dunkelheit verlor...

Lena schob mich weg, was zugegebenermaßen zu meinem eigenen Besten war. Wir streckten uns im Gras aus, und ich versuchte, wieder zu Atem zu kommen.

Geht's dir gut?

Ja... ja, mir geht's gut.

Das stimmte zwar nicht, aber ich wollte es nicht zugeben. Es roch irgendwie verbrannt, aber es dauerte einen Moment, bis ich merkte, dass es von der Decke kam. Sie schwelte an der Unterseite.

Lena sprang auf und zog die Decke weg. Das Gras darunter war verkohlt und platt gedrückt. »Ethan, sieh dir das an!«

»Was... ist los?« Ich versuchte, mir nicht anmerken zu lassen, dass ich immer noch nach Atem rang. Seit Lenas Geburtstag war alles schlimmer geworden, auch physisch. Ich konnte die Finger nicht von ihr lassen, obwohl es manchmal so wehtat, dass es fast nicht auszuhalten war.

»Das Gras ist verbrannt.«

»Das ist total unheimlich.«

Sie sah mich an mit ihren unglaublichen Augen, die dunkel und hell zugleich waren, dann riss sie frustriert ein Grasbüschel aus. »Das war ich.«

»Tja, du bist eben ganz schön heiß.«

»Mach jetzt keine Witze. Es wird immer schlimmer, merkst du das nicht?« Wir saßen nebeneinander und betrachteten das, was von Greenbrier übrig geblieben war. Das, was das andere Feuer angezündet hatte. »Genau wie bei meiner Mutter«, sagte Lena. Sie klang bitter.

Feuer war das ureigene Element eines Kataklysten. Und genau das war ihre Mutter, sie war eine Vernichterin. Ihr Feuer hatte in der Nacht von Lenas Geburtstag jeden Zentimeter dieses Geländes verwüstet. Und nun entfachte auch Lena Feuer, ohne dass sie es wollte.

Mein Magen krampfte sich zusammen, aber ich sagte: »Keine Sorge, das Gras wächst wieder nach.«

»Und wenn ich nicht will, dass es wächst?«, fragte Lena leise und in einem merkwürdigen Ton. Sie ließ eine Handvoll verbrannter Grashalme durch die Finger rieseln.

»Was soll das heißen?«

»Wieso sollte es wieder wachsen?«

»Weil das Leben weitergeht, L. Die Vögel summen, die Bienen machen, was sie schon immer gemacht haben. Neuer Samen geht auf und alles beginnt, wieder zu wachsen.«

»Und dann verbrennt alles wieder. Jedenfalls da, wo ich meinen Fuß hinsetze.«

»Schon möglich.« Es hatte keinen Sinn, mit Lena zu streiten, wenn sie in dieser Stimmung war. Das konnte ich von Amma und ihren Gemütsanwandlungen. Meine Mutter hatte es immer »ins Dunkle reisen« genannt.

Lena zog die Knie an und stützte ihr Kinn darauf. Ihr Schatten war viel größer als sie selbst.

»Aber ich bin trotzdem glücklich.« Ich stellte meine Beine so, dass die Sonne darauf schien und mein Schatten mit ihrem verschmolz.

So saßen wir, Seite an Seite, nur unsere Schatten berührten sich, wurden länger und länger, streckten sich zu den rußigen Bäumen, bis uns schließlich die Abenddämmerung einhüllte. Schweigend hörten wir dem Zirpen der Grillen zu und versuchten, an nichts zu denken. Irgendwann setzte wieder Regen ein.

 *Absturz***I.5.**

In den darauffolgenden drei Wochen gelang es mir genau drei Mal, Lena aus dem Haus zu locken. Einmal gingen wir mit Link, meinem besten Freund seit Kindergartenzeiten, ins Kino. Aber nicht einmal die Riesenportion Popcorn mit Karamell, von dem sie sonst nicht genug kriegen konnte, hob Lenas Stimmung. Beim zweiten Mal waren wir bei mir zu Hause, fütterten Ammas Sirupplätzchen und zogen uns einen Zombiefilm nach dem anderen rein, für mich der absolute Traum eines gemütlichen Abends – nur diesmal nicht. Und beim dritten Mal machten wir einen Spaziergang am Fluss, drehten allerdings nach zehn Minuten wieder um, weil wir jeder ungefähr sechzig Insektenstiche abbekommen hatten. Egal, wo sie war, sie wollte dort nicht sein.

Aber heute war es anders. Endlich hatte sie einen Platz gefunden, an dem sie sich wohlfühlte, auch wenn es der letzte Ort war, an den ich gedacht hätte.

Ich betrat ihr Zimmer und fand sie flach an die Zimmerdecke gepresst, die Arme weit ausgestreckt, das Haar wie ein schwarzer Fächer um den Kopf gebreitet.

»Seit wann kannst du das?« Ich hatte mich inzwischen an Lenas Fähigkeiten gewöhnt, aber seit ihrem sechzehnten Geburtstag wurden sie immer abgedrehter. Sie schien sich mehr und mehr in ihre Rolle hineinzufinden. Mit jedem Tag wurde Lena, das Caster-Mädchen, unberechenbarer; je häufiger sie erprobte, wie weit ihre Kräfte reichten.

Sie reichten für jede Menge Scherereien, so viel stand fest.

Wie an dem Tag, als Link und ich mit seiner alten Schrottkiste in die Schule fuhren und plötzlich im Autoradio einer seiner Songs gespielt wurde. Link war so verdattert, dass er die Hecke vor Mrs. Ashers Haus schrammte. »Aus Versehen passiert«, erklärte Lena später mit schiefem Lächeln. »Links Song ist mir einfach nicht aus dem Kopf gegangen.« Dabei waren Links Songs wahrhaftig keine Ohrwürmer. Aber Link glaubte ihr natürlich und das steigerte sein Selbstbewusstsein ins Unerträgliche. »Was soll ich sagen? Ich mach eben Eindruck bei den Mädels. Kein Wunder bei meiner seidenweichen Stimme.«

Eine Woche später schlenderten Link und ich über den Schulflur. Als der Gong ertönte, tauchte plötzlich Lena auf und umarmte mich. Ich freute mich unbändig und dachte, sie käme endlich wieder in die Schule. Aber sie war eigentlich gar nicht da. Es war nur eine Art Projektion oder was auch immer Caster dazu sagen, wenn sie ihren Freund wie einen Vollidioten aussehen lassen. Link glaubte natürlich, ich wollte ihn umarmen, deshalb musste ich mir noch Tage später sein »*Loverboy*« anhören. »Du fehlst mir eben. Ist das so schlimm?«, war Lenas Kommentar. Sie amüsierte sich darüber, aber ich wünschte mir allmählich, dass Gramma käme und sie zu Hausarrest verdonnerte, oder was man sonst mit Naturgeborenen machte, die nur Blödsinn im Kopf haben.

Sei nicht kindisch. Ich hab doch gesagt, es tut mir leid.

Du bist genauso eine Nervensäge wie Link in der fünften Klasse. Damals hat er mit einem Strohalm heimlich den Saft aus den Tomaten meiner Mutter gesaugt.

Ich werd's nie wieder tun. Das schwöre ich.

Das hat Link damals auch behauptet.

Aber er hat es gelassen, oder?

Ja, aber erst als wir keine Tomaten mehr angebaut haben.

»Komm runter.«

»Mir gefällt's hier aber besser.«

Ich nahm ihre Hand. Ein Stromschlag schoss durch meinen Arm, aber ich ließ sie nicht los und zog sie neben mich aufs Bett.

»Autsch.« Sie lachte und drehte mir den Rücken zu. Doch ich sah, wie ihre Schultern zuckten. Vielleicht lachte sie ja gar nicht, sondern weinte, was sie in letzter Zeit allerdings nur noch selten tat. Dafür machte sie etwas viel Schlimmeres. Nämlich gar nichts.

Dieses Nichtstun war trügerisch. Es gab nichts, was man schwerer beschreiben oder ändern oder gar aufhalten konnte.

Möchtest du drüber reden, L?

Worüber?

Ich zog sie an mich und schmiegte meinen Kopf gegen ihren. Ihr Zittern wurde schwächer. Ich nahm sie ganz fest in den Arm, umklammerte sie, als hinge sie noch immer an der Decke und ich müsste mich an ihr festhalten.

Über nichts.

Ich hätte mich über die Sache mit der Zimmerdecke nicht zu wundern brauchen. Es gibt verrücktere Plätze, an denen man sein kann. Wie zum Beispiel der, an dem wir jetzt waren.

»Ich hab kein gutes Gefühl dabei.« Ich schwitzte, aber ich konnte mir den Schweiß nicht aus dem Gesicht wischen, denn ich musste meine Hände dort lassen, wo sie gerade waren.

»Ach ja?« Lena lächelte. »Dafür hab ich ein umso besseres.« Ihr Haar wehte in der frischen Brise, die wie aus dem Nichts gekommen war. »Außerdem sind wir gleich oben.«

»Du weißt schon, dass es völlig durchgeknallt ist, was wir gerade tun, oder? Wenn jetzt ein Bulle vorbeikommt, dann sperrt er uns ein oder schickt uns gleich ins Blue Horizons, wo wir ein Familientreffen mit meinem Vater veranstalten können.«

»Das ist nicht durchgeknallt, sondern romantisch. Viele Pärchen kommen hierher.«

»Wenn jemand sagt, er geht zum Wasserturm, L, dann meint er nicht das *Dach*.« Und genau da würden wir in einer Minute sein. Nur wir zwei, auf einer schwankenden Eisenleiter, dreißig Meter über der Erde und über uns der strahlend blaue Himmel von Carolina.



Kami Garcia, Margaret Stohl Inc.

Seventeen Moons - Eine unheilvolle Liebe
Roman

Taschenbuch, Broschur, 528 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-31412-2

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Die Begegnung mit der geheimnisvollen Lena ist das Schönste, was dem 16-jährigen Ethan jemals widerfahren ist – und gleichzeitig das Furchtbarste, denn auf Lena lastet ein Fluch: Ihre Gabe der Magie scheint Lena mehr und mehr auf die dunkle Seite zu ziehen. Als die junge Hexe sich dem düsteren, charismatischen John zuwendet, glaubt Ethan schon alles verloren. Doch seine Liebe zu Lena siegt über seine Angst. Im Kampf um sie fordert er sogar die Mächte der Finsternis heraus ...